

29] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Herr Vanguard protestierte. Er plaidierte nur in Zivilprozessen, aber er meinte, daß ein juridischer Irrtum sehr selten, fast unmöglich sei.

„Wie es fast unmöglich ist, daß man lebendig begräbt,“ warf Bepinet dazwischen. „Jedoch . . .“

Frau de Luseney schnitt ihm das Wort ab und rief sehr laut:

„Wollen Sie gleich still sein? Bei Tisch erörtert man solche Dinge nicht.“

Und sie kam auf Oedipus zurück. Ein Punkt hatte sie in diesem Meisterwerk immer beunruhigt. Wie konnte Oedipus so schreckliche Gewissensbisse empfinden, sich verurteilen und sich selbst mit einer solchen Wildheit richten, wenn sein eigener Wille ihn nicht zu diesen fürchterlichen Greueln geleitet hatte und er sogar die Fallen vermeiden wollte, die ihm das Schicksal gestellt hatte. Und die gute Dame war entzückt über dies, wie sie glaubte, ganz neue Thema. Sie setzte eine triumphierende Miene auf und steckte die Brillantnadel in ihrer Frisur noch mehr in die Höhe.

„Das ist ein Rätsel, das die Sphinx aufzugeben vergessen hat,“ brummte Bepinet.

Aber Badile hatte schnell eine Erklärung zur Hand.

„Wenn die Griechen auch subtiler wie wir waren, so hatten sie doch nicht einen so komplizierten Geist. Ein Mörder ist ein Mörder. Ein Blutschänder ist ein Blutschänder, und die Absicht ändert nichts dabei. Oedipus hatte seinen Vater getötet und seine Mutter geheiratet, darum entlud sich der Born des Himmels über sein Volk. Als die Wahrheit ihm klar wurde, ergriff ihn Entsetzen, und er dachte nicht eine Minute daran, sich mit „Unverantwortlichkeit“ zu entschuldigen, wie wir heute sagen würden. Die Tatsache war da, was brauchte man noch mehr? Die Entschuldigung der Absicht ist eine Vertiefung, die das Christentum eingeführt hat.“

„Eine Komplikation,“ verbesserte Bepinet.

„Eine Nuance ist doch darin,“ bemerkte Breil und erhob den Finger bis zu seinem Auge, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, „hätte Oedipus wissentlich diese Verbrechen auf sich geladen, so hätte er nur Entsetzen eingelöst, und Sophokles hätte ihn nicht als Held seiner Tragödie wählen können. Er ist kein Dumm, er ist ein Unglücklicher. Niemand denkt daran, ihn zu bestrafen. Man beklagt ihn, und er wird sein eigener Genfer.“

„Sie beklagen ihn wirklich und verlassen ihn trotzdem,“ sagte Frau Vanguard. „Außer Antigone, deren Gebärde so herzerreißend ist.“

„Nun,“ meinte Lavenne, „fragten wir uns etwa während der schrecklichen Szene, in der das alte Dienstmädchen ihr Geheimnis preisgab, ob Vermantes verbrecherische Absichten hatte oder nicht? Keinen Augenblick! Das Mitleid ließ uns erschauern, aber lediglich weil wir Furcht vor der tragischen, unbekannten Größe des Lebens hatten . . . Ich glaube, ich würde ihn sogar beklagt haben, wenn ich ihn für schuldig gehalten hätte.“

Frau Breils Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an: sie verurteilte diese nachsichtige und übertriebene Vorliebe für das Sentimentale der Skeptiker und bewahrte ihr Mitleid nur denen, die unverbientes Unglück verfolgte.

„Wir wollen annehmen,“ sagte jetzt Breil, „daß Vermantes keine mörderische Absicht hatte und der Zufall seine Augen führte: er ist ein Mann mit leichten Lebensanschauungen, mittelmäßiger Moral; wie ich zugeben will, nicht schlechter und nicht besser als viele andere, aber im ganzen verdorben genug, um zu allem fähig zu sein. Wenigstens hatte ich den Eindruck nach den Ausführungen des Prozesses. Ist's richtig, Lavenne?“

„Ungefähr.“

„Also wenn er nicht schuldig ist, so könnte er doch schuldig sein. Wäre er in seinem Privat- und Geschäftsleben unbescholten gewesen, hätte man ihn nie verdächtigt.“

Lavenne, der sah, worauf der andere hinauswollte, rief:

„Unbescholten, wer ist denn unbescholten? Sind Sie es, bin ich es? Wir leben alle ungefähr auf dieselbe Art, weder sehr gut, noch sehr schlecht, mit guten Absichten, Schwächen, Kompromissen . . .“

„Man lebt wie man kann,“ betonte Badile.

„Mein Gott, ja. Sehen Sie den Fall, daß man einen von uns nimmt und ihn eines Verbrechens anklagt und ihm sagt: Sie haben ein lasterhaftes Leben geführt, Sie haben Mätressen gehabt, zu viel Geld für sie ausgegeben, Sie haben im Rennen gewettet und Baccarat gespielt!“

Frau Breil protestierte:

„Mein Mann spielt niemals!“

„Schön, ich nehme ihn von dieser Hypothese aus. Also vereinen Sie alle Sünden, die ein Unglücklicher begehen konnte — selbstverständlich ist es nicht unser Freund Breil — und man sagt ihm: Sie haben dies und das getan, schließlich haben Sie diesen alten Herrn ermordet oder dieses Fräulein bestohlen. Was zum Teufel wollen Sie, daß er antwortet?“

„Donnerwetter!“ rief Badile, „da würden wir alle draufgehen!“

Er warf einen Seitenblick nach seiner Frau, die sich nicht bewegte. Sie kannte die „Geschichten“ ihres Gatten, aber sie tat, als ob sie nichts wüßte.

„Niemand ist vollkommen, das ist richtig,“ sagte Breil, „aber Ihr Vermantes überschreitet die Grenzen.“

„Finden Sie?“ meinte Frau de Luseney.

Lavenne fuhr, ohne auf die Unterbrechung zu achten, fort:

„Jetzt beginnt die Rolle des Schicksals, des düstern Schicksals. Wir nehmen also an, daß Vermantes unschuldig ist, nicht wahr? Wenn er schuldig ist, hört sein Fall auf, interessant zu sein. Es ist das Schicksal, wenn ein solcher Unfall einem Mann passiert, dessen durchlöcherter und verbeulter Panzer ein schlechter Schutz ist. Umstände und Zufall bestimmen das Schicksal. Eine heimliche Verschwörung unserer Taten mit allerlei vagen Möglichkeiten — das ist das Schicksal.“

„Wenn es nicht vielleicht die Gerechtigkeit ist,“ sprach Frau Breil, sehr ernst mit verlorenem Blick.

Badile, der den ausgezeichneten Trüffeln mit Genuß zusprach, schnellte empor:

„Sie sind schrecklich,“ rief er. „Sie haben die Seele eines Fostertwechtes. Hier handelt es sich nur um einen Unfall, und die Gerechtigkeit verlangt, daß der Urheber wie ein Verbrecher bestraft wird! Um welche Gerechtigkeit handelt es sich denn, um Himmels willen!“

Frau Breil, die vielleicht nicht ganz genau wußte, was sie gemeint hatte, sah ihren Mann hilfsehend an. Dieser sprang auch ein:

„Nacht um die gewöhnliche Gerechtigkeit, wie sie in den Paragraphen des Strafgesetzbuches gebildet wird, aber um die geheimnisvolle göttliche Gerechtigkeit, deren Methode wir nicht kennen, deren Beschlüsse uns stutzig machen.“

„Sehen Sie das bitte auseinander,“ sagte Frau de Luseney und hielt mit einer Bewegung die Widersprüche fest, die man auf allen Gesichtern las.

„Diese Gerechtigkeit, welche die Alten Nemises nannten, ist nicht eine abstrakte Vorstellung wie die unsere, sondern eine Art von natürlicher, unberechenbarer, grausamer, brutaler Kraft. Im langsamen Schritt, mit verbundenen Augen, schreitet sie durch die Welt.“

„Ich dachte immer, daß es unsere Themis ist, die eine Binde trägt,“ brummte Badile.

„Gleichviel!“ rief Breil, durch seine Gefühle fortgerissen. „Rings um sie her häufen sich die Verbrechen und Frevel, sie geht ihren Weg, ohne etwas zu sehen. Da eines Tages ganz plötzlich fällt ihre Binde und sie schlägt blind darauf los.“

„Wohin sie triff!“ unterbrach von neuem Badile. „Ihre Gerechtigkeit ist fürchterlich, lieber Freund. Sie trifft die, welche in den Bereich ihres Schwertes kommen, und die weniger Schuldigen am härtesten . . .“

„Vielleicht treffen ihre Schläge nicht die Schuldigsten, aber ganz unverdient sind sie nie. Wir begreifen es nicht . . . aber heilsamer Schrecken packt uns . . . Hat sie sich gezeigt und uns so an ihre Existenz gemahnt, legt sie die Binde wieder

vor die Augen und setzt ihren Weg fort. Hinter ihrem Rücken beginnt der Tanz aufs neue.“

„Eure Gerechtigkeit ist der fürchterlichste der Schreden,“ brummte Lavenne.

„Treffe ich sie einmal, werde ich versuchen, ihr den Hals umzudrehen,“ sagte Pépinet.

Rechtsanwalt Languard meinte:

„Lassen Sie uns unsere arme Themis, von der man so schlecht spricht. Sie ist weder vollkommen noch unfehlbar; sie hat alle Fehler menschlicher Dinge, und sie gibt sich doch so viel Mühe, klar zu sehen.“

Die Debatte wurde immer lebhafter, aber Frau de Rufency überrückte mit ihrer etwas freischwimmenden Stimme den Tumult:

„Schreien Sie doch nicht alle so auf einmal. Lassen Sie Breil sprechen, er ist heute abend sehr interessant!“

Und Frau Breil stimmte mit ihrem ganzen Temperament ihrem Manne zu. Sie ermutigte ihn mit Blicken, und er fuhr fort:

„Nein, nein, diese Gerechtigkeit ist nicht fürchtbar. Ihre tiefen Gründe entgehen uns, weil unsere Blicke begrenzt sind. Um sie zu begreifen, muß man die ganze Verkettung ihrer Wirkungen und Ursachen kennen. Sie können glauben, daß ihre Beschlüsse immer begründet sind. Wir fürchten, daß ihre Schläge zufällig fallen. Die Gerechtigkeit ist nicht menschlich. Sie soll es nicht sein. Sie ist ein Geheimnis oder ein schwebender Wendel, dessen geheime Regel wir nicht verstehen.“

„Mein lieber Freund,“ sagte Lavenne, „Sie stellen Gründe auf, wie der verstorbene Theresias selbst. Es ist unmöglich, Ihnen zu folgen. Man glaubt Sie auf Apolls Orakelstuhl sitzend. Für uns ist die Gerechtigkeit eine Verteilung von Strafen, die zu den begangenen Fehlern im Verhältnis stehen. Daß dieser Begriff bestreitbar ist, erkenne ich an, denn wir sind unfähig, die Schwere der Schuld zu ermessen, und wir bestimmen die Strafe. Um so mehr als sie den Verantwortlichkeitsbegriff als etwas Gegebenes voraussetzt und wir sehr gut wissen, daß er nur eine Fiktion, eine der zahlreichen Fiktionen, die uns helfen, ist. Die Missetäter, die wir als Verbrecher betrachten, sind vor allen Dingen Kranke.“

„Na, nun wird's noch schöner,“ freizüchte Pépinet, „das ist keine Wage mehr, das ist eine Schaukel.“

Dieser Einwurf erregte Lavenne, der nun die Theorien der vorgeschrittensten Kriminalisten zu verteidigen begann, die Unterhaltung kam auf diese Fragen im allgemeinen, und Vermantes war vergessen. Die Stimmen wurden immer lauter, man warf mit großen Worten um sich: Rechtlichkeit, Gerechtigkeit, soziale Sicherheit, öffentliche Ordnung. Man erregte sich, ohne einen Schritt weiter zu kommen. Als man vom Tisch aufstand, wurde es ruhiger, ein Scherz von Pépinet brachte alle wieder ins Gleichgewicht, und Frau de Rufency kam auf Vermantes zurück.

„Was würde der arme Teufel sagen, wenn er das alles hörte?“

Man lachte über diese Hypothese.

„Tatsache ist, daß er am besten Bescheid wüßte,“ sagte Pépinet, „aber ich fürchte, daß er uns nie darüber aufklären wird.“

„Werden Sie ihn einladen, wenn er freigesprochen wird?“ fragte Vadile.

„Lieber Freund,“ antwortete Frau de Rufency, „seit zwei Jahren ist er nicht bei mir gewesen, ich müßte die Bekanntschaft auffrischen. Es ist schon möglich, . . . nach allem . . . daß wir uns bei gemeinsamen Freunden treffen.“

Sie lachte ein offenes, herzliches Lachen, und sie wurde ordentlich davon geschüttelt.

(Fortsetzung folgt.)

Gille-Galle.

Von Anna Croissant-Rust.

(Schluß.)

Er übte die Musik gerade nicht in Konzerten aus, vielmehr auf Höfen oder in Wirtschaften, wo er gar rührend zur Orgel sang, doch fand er es schimpflich, Orgelmann geheißen zu werden, denn er hielt sich für etwas Höheres. Der Gille-Galle paßte der alte Mensch da oben sehr gut. Hatte sie irgendeine sensible Kundin bei sich, so war sie ihrer Wirkung sicher, wenn von oben her ein paar geisterhafte Klänge in ihre Orakeln hineintönt, oder gar ein Lied erklang wie: „Heinrich schlief bei seiner Neuwermählten“ oder:

„Ach wohl du teures Land, das mich geboren,
Die Ehre ruft mich wieder fort von dir,
Doch ach, die süße Hoffnung ist verloren,
Die ich gehegt, zu ruhen einst in dir.“

Bei diesem Lied verdarb ihr der Morisch ohne runner stets die Wirkung, da es sein Liebling war, und er sich nicht enthalten konnte, mit schallender Stimme weiterzusingen: „Ich war in Ruhm und Glück stets sein Gefährte, — Und will es auch im Unglück ferner sein.“ Dieses Lied der Treu riß ihn einfach fort, und er ließ es sich sogar so und so oft vom „Triebhannes“ — so hieß der Leiermann — ganz separat vorspielen.

War er solchermaßen oft Spielverderber, so konnte ihn die Gille-Galle wohl brauchen, wenn sie ihre gruseligen Geschichten erzählte, den abergläubisch, wie er war, stimmte er mit allerhand schluchzenden und angstvollen Tönen ein, und zwar machte er es so natürlich, gerade, weil er selbst mitgerissen war, daß den Besuchern die Haare zu Berg standen.

Freilich juckte es ihn auch manchmal, die Sache zu übertreiben, gerade, wenn er die Gille-Galle necken wollte, er brüllte und stöhnte und wimmerte, und machte einen Spektakel auf eigene Faust, wie wenn dreißig Gespenster im Hause ihr Unwesen trieben. War schönes Wetter und der Tag für die Gille-Galle gut gewesen, so konnte sie herzlich über sein Geißle lachen. Ganz anders aber nahm sie die Scherze ihres Amanten auf, wenn es regnete, wenn man sie irgendwo fortjagt, wenn die Kinder sie verspottet hatten und wenn sie bei heftigem Sturm oder Regenschauer nicht zu ihrem Nacketanz hatte kommen können. Dann warf sie dem verdutzten Schärer irgend etwas ins Gesicht und machte sich allgoleich, ohne Rücksicht auf den jeweiligen Kunden, über die vorhandenen Keller, Schüsseln und Tassen her, die sie heftig und gründlich auf dem Boden zu Staub zertrampelte. Gab sie sich dieser Beschäftigung hin, so beeilte sich der Morisch, ihre und seine Tür zwischen sich und sie zu bringen; kam er aber nicht schnell genug über den Gang, so setzte sie ihr ersprießliches Tun nicht ungern auf seinem Gesicht fort, und das ging dem Morisch ohne runner gegen die Ehre. So und so lange verpappt herumzulaufen, weil man sich schlecht rasiert hatte, dünkte ihn eine Schmach. Er rühmte sich doch stets, daß er sich ebenso sein zu rasieren verstünde wie der Barbier, und er hielt doch etwas auf sein Aeußeres! Deshalb grollte er der Gille-Galle ob ihrer Maßlosigkeit, er fand, daß sie keine Haltung und keine Lebensart habe, und seine Würde in ihrem Veruse. Dann grunzte sie wohl: „Du hochst halt widder Dein Beamte-dünkel, um do wer' ich nit handelsteens mit Dr.“

In solchen Stunden flüchtete sie vor seiner spießbürgerlichen Auffassung in die Sphäre des genialen Künstlerstums — zum Triebhannes. Der Triebhannes hatte Künstlertemperament, ganz wie sie, und wenn ihr Weg einmal nicht ganz gerade ging, schüttelte er nicht mißbilligend den Kopf, sondern stimmte ihr bei. Er schalt nie wie der Morisch ohne runner über ihre verfransten Röcke und ihr Pottelhaar, er verstand es, daß das berufshalber so sein mußte, genau wie seine Krüde und seine blaue Brille. Im Temperament, fand die Gille-Galle, stimmten sie überhaupt überein, und zuzeiten ließ sie ihren „Garteninspektor“ ganz links liegen und stieg schnurstracks zum Triebhannes hinauf, wenn sie heimkam. Dort oben vollführte sie ein Wesen, daß das windstiefle Haus in allen Fugen kratzte. Der Gille-Galle in ihrem Uebermut genügte es aber nicht, das wacklige Häuslein durch Lärm, Geschrei und Gesang ins Zittern zu bringen, sie schrie auch noch laut hinunter: „Do herowwe is es scheen, do herowwe is es luschdig, alla Luis, heb Dein Been und kumm eruff!“

Aber der Luis, eben der Morisch, hob sein „Been“ nicht und kam nicht „eruff“. Er überhörte den Ruf seiner Süßen, ignorierte den Triebhannes, und gab sich in seinem Stübchen „Kontemplationen“ hin. Dazu mußte er im Bett liegen, was ihm überhaupt stets beförmlich war. Dieser Hochmut ärgerte die Gille-Galle unendlich, wenn sie auf der andern Seite auch wieder stolz war auf ihren vornehmen Morisch, der nachmittagslang im Bett liegen und nachdenken mußte. Zwar schalt sie: „Der alt Hochmutspinsel!“ verheßte aber ihren Respekt nicht, daß er sich besser dünkte als sie und der Triebhannes, daß er sich von ihr bedienen ließ und wüßte Worte und wüßte Manieren haßte. Staat konnte man mit dem Triebhannes auch nicht machen, selbst wenn er seine blaue Brille herunter und seine Krüde in die Ecke gestellt hatte; er war und blieb ein Bettelmann, während der „Morisch“ immer der Beamte war, die bessere, die höhere Kaste. Und wenn er auch nicht wegen Uebermaß an Fleiß seine Stelle hatte aufgeben müssen, der Kimbus blieb, er war einmal für sie der mit einem Gehalt Angestellte, der, dem sie untertan war, wenn auch mit Brummen und Schelten. All ihre Fürsorge galt ihm, nie aß sie das Beste, stets mußte er es haben, und er nahm es als Grandseigneur wie einen schuldigen Tribut, wie er ihr unermüßliches Sorgen und Arbeiten hinnahm.

Es fiel ihr nie ein zu sagen: „Du, Luis, verdien doch auch emol was nebebei,“ denn das, was seine „Beamtenpension“ war, genügte kaum halb für sein Leben. Von Anfang an hatte er es als selbstverständlich hingenommen, daß sie bei Wind und Wetter herumtrotzte, daß sie demüütig vor anderer Leute Türen stand, daß sie lag und trog und den Deuten verrücktes Zeug aufband, daß sie in toller Laune ihre unheimlichen Tänze losließ, die sie oft aufs äußerste erschöpften.

So gewiß hatte sie trotz allem ihre häutische und gallige Freude über das Menschenpaar, das sich von ihr nasführen ließ, aber es

gab doch Tage, wo sie auf dieses Glück pfiß, wo sie lieber im Stroh steden geblieben wäre und mürrisch und schlotternd aufstand, wenn sie der Morch ans Kaffeeloch mahnte, wo sie lendenlahm wie ein abgeraderter Gaul abzog, die Pflichten ihres Berufes zu erfüllen, wie es der Morch öwwe runner von ihr wünschte. Der Triebhannes hätte das auch wieder besser verstanden, daß man sich von Zeit zu Zeit in die Streu vertriechen und von nichts mehr auf dieser dreißigen Welt wissen wollte.

Aber gerade an den Tagen, wo sie dem Morch zürnte, war's, wie wenn sie der Böse ritt. Tönte der Ruf hinter ihr: „Gille-Galle, danz emol“, mußte sie springen und tanzen, sich drehen und winden, Fragen schneiden und krähen, als sei eine fremde, wilde Macht in sie gefahren, die sie wie einen Kreisel herumpeitschte und in ihr brannte, bis sie vor Erschöpfung fast zusammensiel.

Und eines Spätnachmittags, es war ein windkalter Novembertag und die Wollen rasten förmlich dem fernen Rhein zu, fiel sie wirklich um. Die Kinder, die ihrem Tanz mit besonderer Bangigkeit zugehört hatten, stoben lautlos auseinander, als das alte Bettelweib stochsteif am Boden lag, und getrauten sich in ihrer wilden Flucht nicht einmal mehr einen Blick nach ihr zurück zu tun. Ein paar Vorübergehende brachten die Gille-Galle endlich halbwegs auf die Beine und schleppten sie nach Hause, wo sie regungslos auf ihrem Bett liegen blieb. Vestürzt kam der Morch öwwe runner herbei und rang die Hände. Wer würde ihm heute Feuer machen und sein Süpplein kochen? Wer würde mit ihm plaudern und ihn zum Lachen bringen? Daß man sich nur so teilnahmslos stellen konnte! Vestört tappte er umher, rüttelte die Gefährtin, die schwach röchelte, beschwor sie, aufzuwachen und ihm Antwort zu geben. Wo sollte er Holz, wo Essen und Trinken finden? Weinend durchsuchte er das Stüblein, das eiskalt und dunkel war und immer dunkler wurde; endlich entdeckte er den Bettelrangen der Gille-Galle, den die Männer achlos neben das Bett geschleudert hatten. Den durchwühlte er, bis er etwas für sich fand, das er unter halbklauten Vorwürfen verzehrte. Aber es schmeckte ihm nicht. Sie mußte stets etwas Besonderes für ihn herauszukramen, immer hatte sie em Töpflein auf dem Ofen stehen, in dem ein Ertragericht für ihn schmorte. Was sollte er beginnen, wenn sie nicht bald gesund wurde? In seiner Not lief er zum Triebhannes, der sich auch gleich als Freund und Helfer erwieis. Nur kümmerte er sich, zu des Morchs Erstaunen, viel mehr um die Gille-Galle als um ihn. Er bettete den Kopf der Alten höher, zog die Decke ordentlich herauf und strich ihr über die Hände. Dann erst sorgte er, daß ein Feuer im Ofen krachte und entdeckte auch gleich den Topf mit Kaffee; bei dem saßen nun die beiden, nachdem er warm gemacht, und schauten wortlos nach der Ecke, wo das Bett stand.

Doch siehe! Wie wenn der Duft des guten Kaffees die Gille-Galle gewedt hätte, machte sie plötzlich die Augen auf und schnitt eine ihrer freundlichen Fragen, ganz so, als sei es in der Ordnung, daß sie im Bett liege und die beiden beieinander säßen und Kaffee tranken. Der Morch atmete auf. Jetzt würde sie bald wieder aufstehen, sie lachte ja, sie machte ein ganz krummes Gesicht vor lauter Vergnügen!

„Gille-Galle, willst uffsteh?“ rief er ihr zu, aber sie bewegte nur unmerklich den Kopf, und als er zu ihr trat, sagte sie, kaum daß er's verstand: „jo könnel“ Sie konnte nicht? Warum konnte sie nicht? Mißbilligend sah er nach ihr; der Triebhannes aber brachte ihr eine Tasse Kaffee, hielt ihr das Gefäß an den Mund, und, o Wunder, sie trank gierig, und ihre Neuglein leuchteten lustig, als sei sie ausgehöht mit diesem Luge, der sie zum Schluß so still in ihrem Bett liegen ließ, wo man sie bediente wie eine Gnädige. Nichts wollte sie als so schön still weiter im Warmen liegen und die zwei um sich herum wissen. Wie freundlich sie waren und wie vergnügt. Der Morch fragte alle Augenblick: „Gille-Galle, willst was?“ Und der Triebhannes freute sich, daß sie so vergnügt im Bette lag, und sie nidten und lachten sich zu, alle drei, und zuletzt rief der Morch öwwe runner: „Triebhannes, jekt holschde Dei Orgel, heit owend wolle mer luschdig sein!“ Und der Triebhannes brachte die heisere Orgel, stellte sich gerade vor die Gille-Galle hin, quietschend und rasselnd fing sie an:

Lebe wohl, du teures Land, das mich geboren,
Die Ehre tuft mich wieder fort von hier;
Doch ach, die süße Hoffnung ist verloren,
Die ich gehegt, zu ruhen einst in dir.

Und dem Morch war's, als habe Triebhannes nie so schön und so rührend gespielt; er mußte laut mitzingen, und der Triebhannes erhob auch seine alte, zittrige Stimme und sang, wie er auf den Höfen und vor den Wirtshäusern sang, und es war ein Jubilieren in dem kleinen armjeligen Zimmer des kleinen armjeligen Hauses, daß, wer vorüberging, meinen mußte, es werde Hochzeit oder Kindtaufe gefeiert, während doch nur die Seele eines alten, hämischen Bettelweibes von dannen zog, in Glückseligkeit, daß es ihm auch einmal gut gegangen und es einmal verdöhnt worden war auf dieser Erde, von der es unter Sang und Klang hatte Abschied nehmen dürfen.

Stahlmischungen.

Ein wichtiger Erfolg der Hütentechnik hat einem ganzen Stande die Erwerbemöglichkeit abgeschnitten. Wie die Fachpresse mitteilt, hat die Firma Krupp eine Stahlegierung hergestellt, die nicht nur undurchbohrbar und ungerümmelbar ist, sondern die auch sehr hohe

Temperaturen (Wasserstoff-Sauerstoffbrenner) anstandslos verträgt, und der ganze Stand der Geldschrankmacher steht trauernd am Grabe seiner Existenz. Des einen Freud ist des anderen Leid.

Ueber die Zusammensetzung der neuen Stahlsorte wird begreiflicherweise nichts bekannt gegeben, doch ist es nicht allzu schwierig, die in der Mischung enthaltenen Elemente zu erraten. Das Gebiet der Stahlegierungen ist ja in den letzten Jahrzehnten sehr gründlich durchforscht worden, bei der enormen praktischen Wichtigkeit des Materials kein Wunder. Eigentlich ist der Ausdruck Stahlegierung ein Pleonasmus, denn Stahl selbst ist ja nur eine Legierung von Kohlenstoff und Eisen, wie überhaupt alles technisch verwendete Eisen. Aber durch den Eintritt neuer Elemente in diese Grundmischung, selbst wenn sie nur in ganz geringer Menge vorhanden sind, werden deren Eigenschaften so wesentlich geändert, daß man den ursprünglichen Stahl wohl als einheitlichen Körper betrachten kann.

Natürlich wirkt nicht jedes beliebige Element verbessernd, manche verschlechtern im Gegenteil den Stahl in hohem Grade, und diese namentlich sind es, von denen oft die geringsten Mengen genügen. So sind z. B. Schwefel und Phosphor sehr gefürchtet, weil sie das Eisen spröde machen, der eine bei Rotglut, der andere im kalten Zustande. Beim Bau einer der großen Rheinbrücken bemerkte z. B. einer der bauleitenden Ingenieure, daß sich um die Nietlöcher in den schweren Eisenstäben lauter haarfeine Risse gebildet hatten. Er ließ ein Stück aus der Fierung aus großer Höhe auf Steinpflaster fallen, es zerbrach kirrend in tausend Stücke. Die chemische Untersuchung ergab Phosphor, und das betreffende Hüttenwerk konnte mehrere hunderttausend Kilo zum alten Eisen werfen.

Dagegen sind uns eine ganze Reihe anderer Elemente bekannt, die den Stahl bedeutend verbessern, ihn zum Teil für allerlei Spezialaufgaben erst brauchbar machen. Dazu gehört vor allem das Nickel, ferner Chrom, Wolfram, Vanadium, Silicium und Mangan. Am bestamtesten geworden ist in der letzten Zeit wohl der Nickelstahl durch seine Verwendung zu Panzerplatten, aber ganz abgesehen davon bietet er auch ein besonderes Interesse durch die äußerst merkwürdigen Eigenschaften der Legierungen. Nickel ist ja ein sogen. ferromagnetischer Körper, d. h. seine magnetischen Eigenschaften ähneln denen des Eisens, wenn auch in viel schwächerem Grade, dagegen ist eine Legierung von Stahl mit 23 Proz. Nickel überhaupt unmagnetisch! Gewiß ein merkwürdiges Mischungsergebnis zweier magnetischer Elemente! Beiläufig sei bemerkt, daß diese Legierung in sehr hohem Grade widerstandsfähig ist gegen atmosphärische Einflüsse. Der gewöhnliche Nickelstahl, der sich durch mechanische Festigkeit besonders auszeichnet, enthält dagegen nur zirla 8 Proz. Nickel, er übertrifft das Schweiß-eisen an Festigkeit um das zwei- bis dreifache. Schon Bestemer versuchte ihn herzustellen, es mißlang aber, weil das Nickel zu jener Zeit noch nicht genügend rein erhalten werden konnte. Auch heutigentags ist es noch keineswegs ganz einfach, die Mischung allein genügt noch nicht, sondern durch eine geeignete Wärmebehandlung müssen dem Produkt erst seine wertvollen Eigenschaften erteilt werden. Verwendung findet der Nickelstahl namentlich im Automobilbau, ferner im Brücken- und Schiffbau, die höhere Festigkeit erlaubt es ja, mit weit weniger Material, also geringerem Gewicht auszukommen. Andere Nickelstahlmischungen haben auch sehr wertvolle Eigenschaften, so zum Beispiel der 45prozentige Nickelstahl, der bei Erwärmung sich in gleichem Maße ausdehnt wie Glas, eine Eigenschaft, die bisher nur vom Platin bekannt war. Aus diesem Grunde mußten z. B. die Einführungsdrähte in elektrische Glühlampen aus Platin sein, denn hätten sie sich stärker ausgedehnt als das umgebende Glas, so hätten sie es zerprengt, im entgegengesetzten Falle aber wäre ein Hohlraum entstanden, durch den Luft in die Birne eindringen konnte. In Zukunft wird man statt des teuren Platins Nickelstahl nehmen. Auch für die Optik ist eine Legierung von großer Wichtigkeit, aus dem gleichen Grunde.

Durch große Widerstandsfähigkeit gegen Säuren zeichnen sich Stähle mit Zusatz von Chrom, Wolfram und Molybdän aus, die infolgedessen in der chemischen Industrie weitgehende Anwendung finden. Das äußerste in dieser Beziehung leistet wohl eine Legierung aus 60 Proz. Chrom, 35 Proz. Eisen und 2-3 Proz. Molybdän, die nicht nur in verdünnter Salzsäure, Salpetersäure und Schwefelsäure unlöslich ist, sondern noch nicht einmal von siedendem Königswasser angegriffen wird, also sogar das Platin im Schatten stellt.

Will man große Festigkeit auch noch bei hoher Temperatur erzielen, so legt man dem Stahl Chrom, Wolfram oder Vanadium zu, diese Legierungen bllhen auch bei 4-500 Grad noch nichts von ihrer ursprünglichen Festigkeit ein, dadurch sind sie von großer Wichtigkeit für chemische Reaktionen, die bei hoher Temperatur und hohem Druck vor sich gehen. Ferner dienen sie zur Anfertigung der Schaufeln für Dampfturbinen, die ja sehr hohen Temperaturen und zugleich mechanischen Beanspruchungen ausgesetzt sind. In dieser Gruppe dürfte wohl auch der neue kruppische Geldschrankstahl zu suchen sein, der, wie ein Versuch zeigte, 1 1/2 Stunden lang der Einwirkung einer Knallgasflamme widerstand ohne eine wesentliche Veränderung zu zeigen. Aus einer gewöhnlichen Stahlplatte war in der gleichen Zeit ein großes Loch herausgeschmolzen. Möglicherweise kann diese Stahlsorte auch die Glühlampenfabrication in neue Bahnen lenken. Da die Metallstäbe vor allem sehr temperaturbeständig sein müssen, war man auf schwer schmelzbare Metalle wie Wolfram, Tantal, Osmium usw. angewiesen, die alle den Nachteile hatten, sehr spröde zu sein. Gelingt es, den neuen Stahl zu Fäden auszugiehen, so

Kann man infolge seiner guten Festigkeitseigenschaften auf längere Lebensdauer und infolgedessen auf eine weitere Verbilligung der Metallfabriklampen rechnen. Man sieht, der Stahl ist ein Mädchen für alles, seiner Verwendungsmöglichkeiten ist kein Ende. Und neue Versuche werden uns vielleicht eines anderen Tages neue Ueberraschungen bringen.

Kleines feuilleton.

Das aufgeblasene Fabrikmädchen. Ein ebenso merkwürdiger wie schauriger Unglücksfall geschah nach einem Bericht der Pariser Medizinischen Zeitung in einer französischen Fabrik. Ein Mädchen von fünfzehn Jahren hatte dort in der Nähe einer Maschine gearbeitet, die einen Strahl von Druckluft abgab. Die Röhre, aus der die Luft austrat, drang ihr zufällig in die linke Hand ein, und die Augenzeugen beschrieben, wie das Mädchen plötzlich über den ganzen Körper aufgeblasen wurde. Der zugerufene Arzt fand eine Aufreibung unter der Haut am ganzen linken Arm, am Kopf, Nacken, Brustkorb und Unterleib. Namentlich der Nacken war aufs äußerste geschwollen, und der Kopf hatte ein geradezu fürchterliches Aussehen. Bei Bewegungen des Körpers konnte man erkennen, wie die Luft sich unter der Haut verschob. Am nächsten Tage traten Erstickungsanfälle auf, aber die Schwellung ließ nach. Am dritten Tage war sie bis auf ein Gebiet der rechten Lende und des Unterleibs verschwunden, und auch diese letzten Reste verzogen sich nach weiteren zwei Tagen. Es dauerte aber drei Wochen, bis das Mädchen die Arbeit wieder aufzunehmen vermochte. Derartige Unfälle sind selten, aber keineswegs unerhört und können auch tödlich ausgehen. Ein Arbeiter hatte einmal einen Strahl von Luftdruck aus Scharz einem Kameraden nach einer nicht näher zu bezeichnenden Stelle des Körpers gerichtet. Die Luft drang in den Darm ein und spannte diesen, bis ein Miß erfolgte. Trotz Vornahme einer Operation war das Opfer dieser verhängnisvollen Rederei nicht mehr zu retten.

Naturwissenschaftliches.

Grünwald-Bücher. Der vielbesprochene und vielbesuchte Wald vor den Toren Berlins erliegt mehr und mehr den langanhaltenden Fingern der Niesenstadt. Wenn man ihn aber nicht gerade an einem lärmend heißen Tage, sondern bei frischem Wetter und möglichst in den Morgenstunden besucht, so wird man finden, daß er im jähen Widerstande mit den ihn bedrohenden Gewalten noch immer viele Reize bewahrt hat, von denen allerdings so manche gesucht sein wollen, denn von den flachgetretenen Hauptwegen aus sind sie nicht sichtbar. Wendet man sich tiefer in den Wald, gegen die Moore und Seen, so wird man seine Freude haben an den hochgestielten Nebeln des Adlersfarns und an den Myriaden von silbrig schimmernden, lodernen Rippen der Baldschmiele, eines zierlichen, etwa halbmeterhohen Graes, das sich übrigens ausgezeichnet für Trockenbuletts eignet. In den Mooren breiten sich auf den grün, gelb und rot wechselnden, schwammigen Polstern der Torfmooses die Rosetten des Sonnentaus aus, mit den purpurnen, klebrigen Drüsenhaaren, an denen sich kleine Insekten fangen. Dazwischen das Geranke der Moosbeere, das über die Polster kriecht und jetzt ihre runden Früchte heranreifen läßt, die späterhin schön rot und fast von Kirschengröße überall hervorleuchten und essbar sind. Am Seeufer seielen Schilf und Winien und viele andere Wasserpflanzen, an denen die Umgebung Berlins nicht arm ist.

Das Wasserhuhn glückt aus dem Röhricht, und der Rohrspatz knarrt mit den Wasserkröschchen um die Bette. Tiefer im Walde klingen die scharfen, hellen Töne der Spechte, die im Grünwald recht häufig sind, und auch ihren größten Vertreter, den Schwarzspecht mit der roten Platte auf dem Kopfe, hier zeigen.

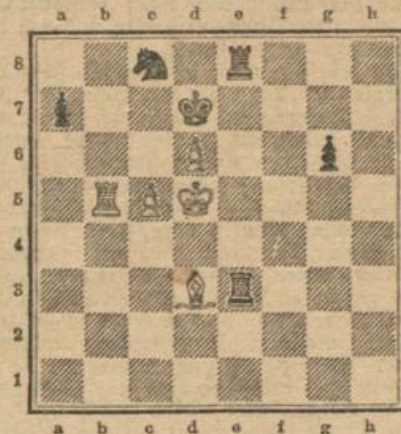
So lange der Grünwald ungefährdet war, nahm man seine Gaben als selbstverständlich entgegen, ohne viel Aufsehens davon zu machen. Jetzt, wo der Wasserspiegel sinkt und fortwährend neue Waldstrecken unter kapitalistisch oder patriotisch verschleierte Vorwänden abgeholzt werden, nehmen die Notschreie kein Ende, und man sucht zu retten, was — hoffentlich — noch zu retten ist. Zu diesem Zweck haben sich auch die Professoren Bahnschaffe, Gräbner, Hanstein und Potonié zusammengetan und in einem Bändchen den „Grünwald bei Berlin, seine Geologie, Flora und Fauna“ gemeinverständlich dargestellt. Bahnschaffe behandelt die Geologie, Gräbner die Pflanzen, Hanstein die Tierwelt dieses Waldes, in dem ungleich mehr Belehrendes und Lernenswertes steht, als die Mehrzahl seiner Besucher ahnen. Potonié hat die Einleitung geschrieben, die die Bedeutung des Grünwaldes für die Wissenschaft hervorhebt. Fünfzehn Abbildungen erläutern den Text des Werchens, das bereits in zweiter Auflage vorliegt.

„Das Tierleben im deutschen Walde nach Beobachtungen im Grünwald“ ist der Titel einer anderen, schon früher erschienenen Schrift von Prof. J. Dahl, die hier erwähnt zu werden verdient. Sie ist wie die vorher besprochene bei Gustav Fischer in Jena erschienen und infolge ihres belehrenden Inhalts (mit 15 Abbildungen) und billigen Preises (1 M.) ebenfalls jedem Berliner Naturfreunde zu empfehlen. Obwohl nur beide Schriften auf die Verhältnisse im Grünwald aufgebaut sind, so bieten doch auch die anderen Bänder um Berlin und überhaupt die Kiefern- und Buchenwälder Norddeutschlands so viel Ähnliches, daß der Inhalt auch dem Waldfreunde in anderen Gegenden willkommen sein wird. L.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Firdusi. (Ein Araber aus dem X. Jahrhundert n. Chr.)



Weiß zieht und gewinnt.

Lösung: ♠g9f1 ♘; ♚f8 ♗; ♜c7 ♞; ♝d4 ♞; ♞e5 ♞; ♞f6 ♞; ♞g7 ♞; ♞h8 ♞

Die obige ziemlich leichte Aufgabe ist eine der ältesten, die überhaupt bekannt sind. Der Name des Komponisten, wie die schriftliche Aufzeichnung der Position, sind dem ältesten europäischen Schachwerke zu verdanken, das uns erhalten ist. Es ist ein Pergamentkodex, der 1283 auf Veranlassung von König Alfonso X., dem Weisen von Kastilien, unter dessen Mitarbeiterschaft entstand. Die Spanier lernten das Schachspiel von den damaligen Eroberern ihres Landes, den Arabern (Mauren). Der arabische Name des Schachspiels hieß: „Schatrandsch“, dessen Spielregeln nicht ganz unwesentlich von den unsrigen abweichen. Ganze Partien sind uns aus jener Zeit leider nicht erhalten geblieben. Aber wir kennen den Namen des damaligen Weltmeisters. Der Kaiser jener Zeit war ein gewisser Al-Suli. Auch ein ihm fast ebenbürtiger Rivale Al-Adli wird genannt. Dies alles im X. Jahrhundert in Spanien. Von Osten her drang das Schachspiel nach Europa zu den Russen vor — durch die Mongolen (1223—1503), die es ihrerseits schon viel früher von den Persern übernommen hatten. Nach dem Heldengedichten des persischen Dichters Firdusi (940—1021), dessen Hauptwerk „Schahnameh“ (Buch der Könige) uns teilweise erhalten ist, soll das Schachspiel nach Persien im 6. Jahrhundert unter König Chosroß II. (590—628) gebracht worden sein.

Sowohl die Araber als die Perser übernahmen aber das Schachspiel aus Indien, wo es unter dem Namen „Schaturanga“ (mit einer allerdings wesentlich abweichenden Spielregel: es war ein Viererschach, d. h. für vier Partner) nach Angaben der altindischen Literatur schon etwa 200 Jahre vor Christi bekannt gewesen sein soll.

Die Literatur des klassischen Altertums (Römer und Griechen) enthält Hinweise auf Brettspiele, die „duodecim scripta“, „latrunculi“, griechisch „pettoia“ genannt werden. Ob es sich aber dabei um das Schachspiel handelte, ist ziemlich zweifelhaft.

Zur Ergänzung unserer letzten Ausführungen über „Preußisch“ noch nachstehende Partie aus dem neuen „Wilguer“:

Preußisch.

In Stockholm 1908 gespielt.

♠. Leonhardt. ♞. Englund.
1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—c4 Sg8—f6?
4. Sf3—g5 d7—d5
5. e4×d5 Sc6—d4

Eine Reuerung, die aber bei fortgesetztem Gegenspiel auch nicht ausreichen dürfte.

6. c2×c3 b7—b5
Ober: 6. Sf5; 7. d4, ed4 (h6; S×f7, K×S; d65 rc.) 8. 0—0, S×d5 (Sd5; Lb3! rc.) 9. g4, Lc7 (sonst Tc7, bezw. D×d4 rc.) 10. S×f7, K×S; 11. g×f5, Tf8?; 12. Dh5?, Kg8; 13. f6 rc.

7. Lc4—f1
Nach dem Wilguer „!“. Wir ziehen jedoch vor: 7. c×d4, b×c4; 8. d×e5, D×d5!; 9. De2, Sg1 10. f2—f3 (Der Wilguer erwähnt nur „Sf3“ und „0—0“) 8. B.: 10. S×e5; 11. Sc3, Dd4; 12. f4, Lc7 (D×f4?; d4! nebst event. Sf3) 13. D×S; D×D; 14. f×e5, L×S; 15. d3!, L×L; 16. T×L, c×d3 (Tb8! zu

beachten) 17. Sd5, 0—0; 18. Se7f, Kh8; 19. T×c7 nebst event. Kd2
7. Sf6×d5
8. c3×d4 Dd8×g5
9. Lf1×b5+ Ke8—d8!
10. Dd1—f3
10. 0—0! (?) 10. Lb7 ist nicht besser.
10. Lc8—b7
11. 0—0
Besser 11. La6!, Lc8; 12. Lb5 rc.
11. Ta8—b8
12. d2—d3 Dg5—g6
13. Df3—g3
13. d×e5, Sf4! rc.
13. e5×d4
14. Sb1—a3
14. Sd2, Sf4! rc.)
14. Lf8×a3
15. b2×a3 Sd5—c3
16. Dg3×g6
16. Dh4+, f6; 17. D×d4f, Ld5! rc.
16. h7×g6
17. Lb5—c5 Sc3—e2f
18. Kg1—h1 Kd8—e7!
19. Tf1—e1 („Lf4!“) Th8×h2f!
21. Kh1×h2 Tb8—h8+